

[Dein Name](#)

Bearbeitet von
Navid Kermani

1. Auflage 2015. Taschenbuch. 1232 S. Paperback

ISBN 978 3 499 26971 4

Format (B x L): 14 x 21,5 cm

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Leseprobe aus:

Navid Kermani

Dein Name



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Navid Kermani

Dein Name

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Der Autor dankt der Villa Massimo für das Jahresstipendium 2008,
dem Kulturwissenschaftlichen Kolleg Konstanz für ein Fellowship
im Sommer 2009 sowie der Stiftung Mercator für das Senior Fellowship
am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen seit Oktober 2009.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, August 2015
Copyright © 2014 by Carl Hanser Verlag, München
Umschlaggestaltung any.way, Hamburg,
nach der Originalausgabe vom Carl Hanser Verlag,
Gestaltung Peter-Andreas Hassiepen
Satz Caslon 540 (InDesign) bei
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 26971 4

Navid Kermani
Dein Name

Es ist Donnerstag, der 8. Juni 2006, 11:23 Uhr auf dem Laptop, der einige Minuten vorgeht, also 11:17 Uhr ungefähr oder, da er den Satz noch schreibt, 11:18 Uhr. Ein Schreiner, der mit achtundsiebzig Jahren so alt ist wie der Vater von Navid Kermani, hat eine Schreibtischplatte angefertigt und war so freundlich, vom Baumarkt zwei Malerböcke mitzubringen, auf die sie vorhin die Platte legten. In einer guten halben Stunde wird Navid Kermani im Rundfunk eine Reihe besprechen, die nach dem Heiligen fragt, sechs Sendungen über Sex, Barmherzigkeit, Rausch, Musik, Macht und Sterben, sechsmal das Heilige als Tuwort. Wer es ausspricht, überführt sich der Lüge, sagte er der Redakteurin gestern am Telefon. Die Erklärungen, die er sich für Lesungen zurechtlegt, verleiten in der Wiederholung dazu, sie selbst zu glauben. Im Bad seines neuen Büros, das eine Wohnung werden könnte, läuft die Waschmaschine, die der Vater vorgestern repariert hat. Der Vater wird sich über die Nachricht freuen, daß die Waschmaschine nicht mehr leckt. Die Sonne scheint auf die frisch bepflanzten Blumentöpfe des Balkons, wiewohl Navid Kermani an den nackten Füßen noch friert. Der Schreibtischstuhl, den er als Student ohne Sitzbrett beim Trödelhändler gekauft, selbständig erneuert und seitdem als einziges Mobiliar in alle seine Arbeitszimmer getragen hat, ist noch stabil genug, die Balkontür offenzuhalten. Der Rücken, genau gesagt ein Nerv rechts neben dem Brustwirbel, erlegt ihm längst teure Gesundheitsmöbel auf. Später am Tag wird das Regal geliefert, dann bringt er seine Frau zum Arzt, die letzte Woche außerdem an der Achillessehne operiert worden ist, holt die Tochter von der Schule ab und geht, wenn noch Zeit ist, ins Museum, weil er für ein Benefizbuch über ein Gemälde nachdenken soll. Neben Funk und Fernsehen nimmt auch der Kollege teil, der ihn vorgestern abend im Büro besuchte, um den literarischen Salon zu besprechen, den sie in der kommenden Spielzeit moderieren. Die organisatorischen Fragen klärt Navid Kermani morgen nachmittag mit der schönen Direktrice,

die ihn vor dem Eröffnungsspiel besucht. Wüßte er bereits, daß er einen Roman schreibt, würde er an dieser Stelle eine Affäre erfinden. Noch ist Gelegenheit: Nach Jahren wieder werden sie allein sein im neuen Büro, in dem auch eine Matratze liegt. 11:31 Uhr auf dem Laptop, also 11:25 Uhr ungefähr. Er schaut ein weiteres Mal nach, ob das Bad trocken geblieben ist. Es war dumm von ihm, vorhin die Waschmaschine angestellt zu haben, denn jetzt muß er sie beaufsichtigen. Da um fünf die Putzfrau zum ersten Mal kommt, braucht er das Geschirr nicht zu spülen. Er hat sie vorhin bereits einen Block entfernt an der Tür des Hauses getroffen, in dem die Familie lebt. Sie hatte jemanden vom Flughafen abgeholt, ihren Bruder?, ihren Freund?, und gefragt, ob sie den Koffer im Hof abstellen dürfe. Er riet ihnen, den Koffer in den Flur des Hinterhauses zu rollen, damit er nicht geklaut würde. Sie spricht Spanisch mit ihm, obwohl er es kaum noch beherrscht. Er ist jedesmal stolz, wenn sie sich trotzdem verständigen. Es tut gut, wieder zu schreiben, was auch immer, Hauptsache, die Zeit vertreiben, über die er nach jedem Buch erschrickt. Er könnte die Kartons ausräumen oder die unveröffentlichten Erinnerungen seines Großvaters lesen, die ihm in die Hände gerieten, als er die Regale in seiner Wohnung leerräumte; statt dessen wartet er darauf, bis er wieder einen ersten Satz geschrieben hat. Wohl hat er dem Kollegen viel zu früh gesagt, was er sich vorgenommen, doch sich die Geschwätzigkeit schon oft bewährt, sosehr er sich zunächst ärgerte. Indem er ein Buch ankündigt, gerät er in Zugzwang, tatsächlich zu beginnen. Jetzt muß er zum Rundfunk, um das Heilige zu besprechen, obwohl die Waschmaschine noch läuft. Er wird beten, daß sie nicht das Bad überschwemmt. Sobald er kann, fährt er fort, wahrscheinlich erst heute abend, nachdem er die Tochter vom Judo abgeholt und die Frau zum Therapeuten gefahren hat. Er wird die Tochter mit ins Büro nehmen, damit sie hier schläft und er schreibt, was auch immer, Hauptsache, die Zeit vertreiben.

Den Abend vor dem Eröffnungsspiel vertändelte er, indem er die Fernbedienung für den Fernseher einrichtete und vor Freude, daß es ihm gegen alle Erwartung gelang, nach Jahren wieder das Nachrichtenjournal im ersten Kanal und anschließend einen Komödianten anzuschauen, der allerdings einen noch schlechteren Tag hatte. Ohne den Fernseher leiser zu stellen, klappte er den Laptop wieder auf und klickte sich, als die Werbung eines elektronischen Antiquariats aufleuchtete, von Buch zu Buch zu den sämtlichen Werken, Briefen und Dokumenten Friedrich

Hölderlins, die er für 49,99 Euro zuzüglich Versandkosten bestellte, während er *FrAndrea33* im Chat idealere Orgasmen auf dem Perserteppich bereitete, als er es in Wirklichkeit je vermöchte. Der erste Kanal strahlte bereits die Spätnachrichten aus. Navid Kermani ist müde, weil er wie jede Nacht nicht einschlafen konnte und wie jeden Morgen die Tochter zur Schule bringen mußte. Das wichtigste, nein, das vorerst einzige: die Handlung des Gedächtnisses herauszufinden, das er verrichten will. Erst danach wird er sich mit dem nächsten Problem befassen, »schlafen, wenn man müde ist, essen, wenn man hungert«, wie der Meister Baso Matsu im achten Jahrhundert die Lehre des Zen-Buddhismus zusammenfaßte. Aus Gründen, die er zu benennen sucht, gefällt ihm der Anfang. Setzen Seelenreisen stets in metaphysischem Schmerz ein, wäre seine nur die gewöhnlichste Not, die Liebe am Boden, zugleich die Frau schwer erkrankt, so daß der Gedanke an Trennung nicht ausgesprochen werden darf, das gemeinsame Kind allein zu versorgen, fehlende Anerkennung, tiefgreifende Selbstzweifel, finanzielle Engpässe, Lohnarbeiten, die Tage von Terminen zerstückelt, die er nicht selber festlegt. 10:51 Uhr auf dem Laptop, also Viertel vor ungefähr. Weil er es gestern nicht mehr geschafft hat, muß er heute ins Museum, um sich für ein Gemälde zu entscheiden. Seine Augen brennen von der Müdigkeit oder vom Heuschnupfen, der ihn letztes Jahr zum ersten Mal plagte. Dieses Jahr mußte er nur zwei Tabletten nehmen, heute dann wahrscheinlich die dritte. Allerdings war er dieses Jahr auch noch nicht im Bergischen Land, wo er die umgebaute Scheune einer ehemaligen Weberei angemietet hat, unten Küche und Bad, darüber ein Dachboden vollständig aus Holz, schräge Wände, Ausblick auf Wiesen und Kühe. Heute wollte die Familie fahren, aber da die Frau mit ihrem Gips einen unabweisbaren Grund vorwies, verhindert zu sein, bleibt die Familie doch in Köln und schaut das Eröffnungsspiel mit Freunden auf der Terrasse. Er selbst wäre trotz des Heuschnupfens gefahren, um die Tochter zu belügen, daß sie wieder eine Familie sind. Letztes Jahr verschwanden die Pollen, die ihm zusetzen, Anfang oder Mitte Juni von einem auf den anderen Tag, auf den er dieses Jahr also nur warten mußte, um sich wieder aus der Stadt herauszutrauen. Er wollte nur fahren, gesteht er sich ein, damit die Frau wieder nein sagen mußte. Auf's Klo muß er noch, danach stöpselt er das Kabel in die Buchse und lädt ein weiteres Mal die E-Mails herunter. Im Radio läuft Beethoven, Klavierkonzert, das erste, zweite, dritte oder vierte. Normalerweise hört

er keine Musik, wenn er schreibt. Diesmal stört es ihn nicht. Die Bücher sind schon eingeräumt, jetzt fehlen noch die Unterhosen.

Der Vater hat gestern auf dem Anrufbeantworter die Nachricht hinterlassen, daß die Tante krank sei. Indem Navid Kermani mit einem Satz, den er später ebenso streichen wird wie alle Namen außer von Toten und von Dichtern, indem er erklärt, wer diese Tante ist, wendet er sich an einen Leser. Noch einen Absatz zuvor dachte er daran sowenig wie in den Tagebüchern des Heranwachsenden, der sie in der Schublade einschloß. Allein das Bewußtsein, daß den Satz einmal ein anderer lesen wird, verändert ihn, deshalb der Impuls, die Tante mit Namen und wesentlichen Charakterzügen vorzustellen. Es ist kein Tagebuch. Ein Gedächtnis will dauern, auch wenn niemand daran teilhaben wird. Für wen auch immer will Navid Kermani festhalten, was auf Erden geschieht. Er meint nicht die Ereignisse des Tags, die bei einem Autor, der nichts mehr zu Papier bringt, aus einem neuen Regal oder einer Radiosendung bestehen mögen, auch nicht den Alltag eines Manns, dessen Frau ein Pflegefall und dessen Ehe ein Pflichtanteil geworden ist. Schon der Heranwachsende hatte kein Bedürfnis, in seinem Tagebuch Chronik zu führen, und als Vater vergißt er bei Ausflügen und Urlaubsfahrten notorisch die Kamera. Die Schmierzettel wirft er später fort, sie dienen nur dazu, die Handlung zu finden für das Gedächtnis, das er verrichten will. Aus Furcht, schon bald der Tante einen Namen geben zu müssen, zögert er den Anruf hinaus. Immerhin erwähnte der Vater, daß sie vormittags nicht erreichbar sei. Wenn sie selbst zum Arzt gehen kann, liegt sie jedenfalls nicht im Sterben. Andererseits muß es dringend sein, wenn sogar der Vater ihn bittet, in Teheran anzurufen. Die Eltern sind sonst unsentimental bis zur Erbarmungslosigkeit, wenn es ums Altern anderer Leute geht. Er kann die Frage nicht unterdrücken, wann er die Eltern bedenken wird und ob den Vater oder die Mutter zuerst. Die Tochter drängt am Telefon, er solle sie endlich abholen, um mit ihr ins Freibad zu gehen. Viertelstunde noch, sagt er. Zehn Minuten setzt sie durch. Er muß sich beeilen. Ich will den Roman nicht schreiben.

Aus der Stimme der Tante, sosehr sie sich um Zuversicht bemüht, hört er das Entsetzen heraus. Ihr Gesicht ist schief, sie kann nicht mehr richtig essen und sprechen. Die Ärzte vermuten, daß sie sich auf dem Rückflug nach Iran verkühlt habe. Sie selbst hat Angst, daß es ein Schlaganfall war. Am Montag, dem 12. Juni 2006, ist es 12:42 Uhr, als die Tante

auflegt. István Eörsi wird das erste Kapitel heißen, über den er noch am ehesten etwas zu sagen hat, danach Claudia Fenner, Friedrich Niewöhner, Georg Elwert. Davor ist zu entscheiden, ob der Roman, den ich also schreibe, auch Djavad Ketabi bedenkt, und zweitens, über welches Gemälde der Romanschreiber nachdenkt, da Funk und Fernsehen ihren Beitrag längst geliefert haben, wie der Direktor nochmals mahnte, der ihn durchs Museum führte. Um 12:46 Uhr klingelt das Handy, auf dem Display der Name der Frau. Der Romanschreiber schiebt es auf und klemmt das Gerät zwischen Schulter und Wange. Sosehr sie sich angestrengt habe, alle Unbill zu ertragen, aber der blaue, klobige und bei der Hitze auch noch erbärmlich stinkende Stützstiefel, der gestern den Gips ersetzt hat, sei zuviel, heult die Frau um 10:51 Uhr zu laut, um die Tastatur hören zu können, auf der er um 10:52 Uhr dennoch zu tippen aufhört. Um 10:54 Uhr beendet er das Telefonat mit der Einladung, in sein Büro zu humpeln, damit er sie in den Arm nimmt, obwohl der Arbeitstag mit dem Schulschluß der Tochter um 12:40 Uhr schon wieder zu Ende sein wird, um vier die Eigentümersammlung, danach holt er die Tochter vom Judo ab, um sie mit zum Rundfunk zu nehmen, wo er für eine vierminütige Meinung einen guten Tageslohn verdient zuzüglich sieben Prozent für die Pensionskasse. Einen anderen Verdienst hat er nicht, seit er seine Meinungen nicht mehr schriftlich zu begründen vermag. Selbst als die Frau auf der Intensivstation lag, ist er öfter auf den Flur gegangen, um für oder gegen etwas zu sein – für einen Tageslohn in vier Minuten zuzüglich sieben Prozent kriegt er sich immer in den Griff. Indem er sich von einem Satz zum darauffolgenden bewegt, Schritt für Schritt, wie der Arzt auf der Intensivstation sagte, hofft er als nächstes die Beschaffenheit des Romans herauszufinden, den ich schreibe. Es ist das erste Mal, daß er vor der ersten Seite anfängt und zugleich ausschließt, jemals zu einem Ende zu gelangen. Die Abfälle, die er womöglich zwischen den Kapiteln weiter anhäuft, würde er auf Lesungen damit erklären, daß durchs Leben auch keine Müllabfuhr fährt. Die Frau klingelt an der Tür. 12:56 Uhr. Baso Matsu hin oder her muß er spätestens morgen die Entscheidung treffen, ob der Roman, den ich schreibe, auch Djavad Ketabi bedenkt.

Vor dem Interview am gestrigen 12. Juni 2006 erfuhr Navid Kermani, daß György Ligeti tot ist, möge seine Seele froh sein. Wie vorgesehen gab er dem Moderator Auskunft, nicht einmal die Stimme zitterte, und schaute sich anschließend Italien gegen Ghana an, ordentliches Spiel,

nur daß am Ende immer die Afrikaner verlieren. Vier Tage nur, schon hat der Roman, den ich schreibe, ein weiteres Kapitel, das fünfte oder sechste, je nachdem, ob er Djavad Ketabi bedenkt. Die Frequenz wäre nicht einmal im Alter normal. Vermutlich wird sich der Abstand zwischen zwei Kapiteln in den nächsten Jahren allmählich vergrößern, um gegen Ende, wenn noch wenige übrig sind, wieder abzunehmen. Vielleicht sterben die Menschen auch in Schüben. Keine zwanzig Minuten im Wartezimmer, muß der Romanschreiber um 10:38 Uhr schon wieder abrechen, da die Frau aus dem Behandlungszimmer humpelt. Ist etwas schiefgelaufen? Bevor es morgen abkühlt, geht er heute nachmittag mit der Tochter noch einmal ins Freibad. Die Frau, die sich auf dem Weg zur Sportklinik noch bereit erklärte, sie zu begleiten, traut sich jetzt doch nicht. Wenn sie das Bein letzte Woche nicht einmal in die Badewanne tauchen durfte, könne sie nicht diese Woche schon im Chlorwasser schwimmen. Daß sie sich ungern mit Stützschuh und Bikini zeigt, hätte sie nicht hinzufügen müssen. Erst wenn die Tochter schläft, kann er heute ins Büro, das eine Wohnung zu werden scheint. Die Datei hat er *Totenbuch* genannt. Jaja, bin schon fertig. Wenigstens hat er Ursula getroffen.

Den Heuschnupfen erwähnte er bereits. Wenn es kein Tagebuch ist, muß er Wiederholungen vermeiden, wo sie nicht nötig sind. Er hat einen Leser, wen auch immer, den er im Auge behalten muß, obwohl er gleichzeitig leugnet, ihn zu sehen. Ist das nicht bei allen Romanen so, die er schrieb? Den Unterschied zu benennen, verschiebt er auf einen späteren Absatz, da er endlich mit der Handlung beginnen muß, möchte er den Leser je finden, dessen Existenz er abstreitet. Sehen Sie, um ohne Voratz die direkte Ansprache einzuführen, sehen Sie großgeschrieben, wie rasch er seine Vorsätze bricht? Er schreibt, daß er sich Ihnen zuliebe nicht mehr wiederholen darf und wiederholt sich ... er zählt nach ... nach sechs Sätzen erneut. Vor dem ersten Kapitel muß der Romanschreiber allerdings noch Ursula wiedersehen. Baso Matsu hin oder her, muß er außerdem die Entscheidung treffen, ob der Roman, den ich schreibe, auch Djavad Ketabi bedenkt. Nicht alle Toten finden Platz, denen der Romanschreiber im Leben begegnet ist – allein, nach welchem Kriterium wählt er sie aus? Genügt die lange Bekanntschaft? Dann würde Djavad Ketabi ein Kapitel sein. Die Bedeutung im Leben? Dann wüßte der Romanschreiber selbst nicht, was das Kapitel außer einer Begegnung vor dem Gästezimmer des elterlichen Hauses enthalten könnte. Nein, Bekannt-

schaft läßt sich als Kriterium nicht durchhalten, nicht einmal Verwandtschaft. Wieviel Grad, Meter, Liter, Gramm, Bytes oder Protonen muß jemand ihm bedeutet haben, damit der Romanschreiber »wohlverdient« nachruft, »verstorben«, »ruht« oder, wie im frühesten Christentum üblich, »schläft in Frieden«: *dormit in pace*? István Eörsi war ihm wichtig, schon bevor er ihn kennenlernte – aber würde der Roman, den ich schreibe, Eörsi bedenken, hätte der Romanschreiber nur Eörsis Bücher gelesen? Andererseits die Heroen seiner Bildung und Begeisterung, denen er nur in Büchern oder Museen, auf Schallplatten oder Leinwänden begegnet ist – käme ihnen ein Kapitel zu, wenn eines Morgens die Zeitung einen Nachruf brächte oder vorab schon die *mailing list* der Fangemeinde die Nachricht ihres Todes? Wie er es auch wendet, der Romanschreiber kann es nicht entscheiden. Er kann nicht entscheiden, nach welcher Einheit sich Bedeutung bemißt. Er kann lediglich feststellen, daß Djavad Ketabi ihm nicht nichts bedeutet und dessen Tod ihn nicht nicht unberührt gelassen hat. Genügt es, daß etwas nicht nichts war, so wie es von Gott genügt zu sagen, daß es keinen anderen Gott gibt? Ja, die Winterkataloge liegen bereits vor, erfährt der Romanschreiber, als er am 14. Juni 2006 um 10:19 Uhr das Reisebüro anruft. Damit diesen Herbst gar nicht erst diskutiert wird, wird er sich und der Tochter so früh wie möglich einen Skiurlaub ohne Reiserücktrittsversicherung buchen. Auf dem Weg zum Reisebüro kann er im Baumarkt das Verbindungsstück zwischen dem Gartenschlauch und dem Wasseranschluß in der Küche besorgen, das nicht mehr hält. Zwei Erledigungen sind mehr als genug, um einen Vorwand dafür zu haben, die Entscheidung ein weiteres Mal zu vertagen, ob der Roman, den ich schreibe, auch Djavad Ketabi mit einem Kapitel bedenkt. Schritt für Schritt, wie der Arzt auf der Intensivstation sagte.

Wenn er formulierte oder auch nur andeutete, was ihn am Donnerstag, dem 15. Juni 2006, um 16:32 Uhr mitteleuropäischer Sommerzeit und schon den ganzen Tag und den Traum davor quält, erhielt der Roman, den ich schreibe, eine andere Beschaffenheit, weil er ihn dann prinzipiell nicht veröffentlichen oder auch nur der Frau zu lesen geben könnte. Offenbar genügt es ihm nicht, sich Sie großgeschrieben als Geister vorzustellen oder seinetwegen als Nachfahre, Nachmieter oder Nachlaßverwalter. Daß die Literatur ihm erlaubte zu sagen, was er von sich nie sagen würde, gehörte zu seinen Privilegien. Im Roman jedoch, den ich schreibe, wählt er allenfalls aus, wovon er berichtet, und zwar nicht nur

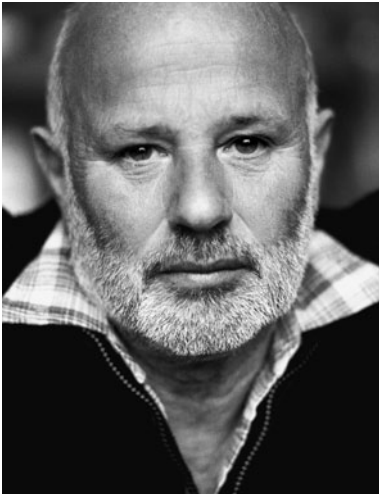
nach Kriterien der Literatur, sondern auch nach solchen, die mit der Literatur nichts zu tun haben und deshalb zu ignorieren wären. Vielleicht sollte er die Person wechseln.

Von Ursula muß gesagt werden, daß sie bestimmt nicht so ruhig war, wie es das Bild und damit die Nachwelt behauptet, als ihr der Engel in Köln ankündigte, bei ihrer Rückkehr gefoltert, geschändet und zum Schluß geschlachtet zu werden, sie und alle ihre Gefährtinnen, elftausend an der Zahl und allesamt Jungfrauen, so heißt es in der Überlieferung, aber es heißt schließlich auch »Krone des Martyriums empfangen«, wenn die Überlieferung Menschenschlachtung meint. Ohnehin läßt das Bild und damit die Nachwelt nichts von der Besessenheit errahnen, mit der Ursula allein aus der Bretagne zog, um ihren Vater vor dem Zorn des englischen Königs zu retten, erst zehn Freundinnen und dann elftausend Jungfrauen um sich scharte, sie zum Christentum bekehrte und im Kriegsdienst ausbildete, Goldlöckchen, Pausbäckchen, Stupsnäschen, ja, das hat sie auf dem Bild, dazu das notorische Schmolmündchen, aber nichts von der Glut, nichts von Gewalt, nichts von ihrem unfäßbaren, überirdischen oder, das trifft es genau: übersinnlichen *sex appeal*, deretwegen ihre Erscheinung, nein, nicht einmal das, deretwegen das bloße Hörensagen auf Könige, Königinnen und Königssöhne in ganz Europa, auf den Papst und viele Bischöfe sirenenhaft wirkte. Auf Königreiche verzichteten sie, auf Götzen oder Papsttum, nur um mit Ursula zu sein, ihrem Glauben zu folgen, ihrer Mission zu dienen, obwohl die schönsten, kühnsten, klügsten Jünglinge nicht einmal im Traum hoffen durften, sie je zu besitzen. Was das betrifft, war Ursula entschlossen wie in allem, und sie impfte jeder einzelnen ihrer elftausend Jungfrauen ein, daß sie sich niemals niemandem hingeben durften, keinem Mann, niemals, hört ihr?, niemals, so muß sie gesagt haben, in welcher Sprache auch immer, bretonisch oder germanisch, auf latein oder im Alt- beziehungsweise Mittelhochkölsch jener Jahre, niemals, dann sind wir ausgeliefert, verloren, verraten. Wie sie es untereinander hielten? Nun, »sie fuhren zusammen und trennten sich wieder«, heißt es in der Überlieferung, sie »bekriegten sich oder täuschten Flucht vor, übten sich in jeder Art von Spielen und ließen nichts weg, was ihnen einfiel, bald kehrten sie mittags, bald auch spätabends zurück« – kein Wunder, daß alle Männer wild waren auf sie, die sich ihnen zu Tausenden und Abertausenden entzogen (und nur die Religion bot damals einen Grund), kein Wunder auch, daß andere sie nicht leben ließen, keine

einzig von ihnen. Ursula, Ursula – ob der Name damals schon so harmlos und hausbacken klang wie heute für uns oder jedenfalls mich, der als Abiturient eine Ursula sehr mochte, die Geige spielte? Ursula, Ursula – von ihr muß man sagen, daß sie sehenden Auges in die Katastrophe zog, sehenden Auges ihre Freundinnen mitnahm und dabei so überzeugte, daß die Freundinnen wohlgemerkt sehenden Auges mitkamen. Sie hat sie alle eingeweiht, elftausend junge Mädchen, alle wußten, was geschehen würde, und alle billigten es, vielleicht, daß der Tod für sie wie Sirenen war – und was wäre dann mit ihrem Leben, was für eines wäre ihr Leben gewesen? Ursula, Ursula – wesentlich ist die Frage, wie der Engel sich fühlte, als er die Prophezeiung überbrachte. Und in welcher Sprache er sprach. Wesentlich zu wissen wären die Worte, mit denen Ursula das bevorstehende Martyrium den Jungfrauen erklärte, ohne daß sie verzagten. Wesentlich sind auch die Hände, die Hände des Engels, die viel älter wirken als sein Gesicht, und die Hände Ursulas, die viel größer und kräftiger sind, als es dem übrigen Körper entspricht, ja, vor allem die Hände Ursulas, die nehmen mich gefangen. Sie sind nicht harmlos, das sieht man, diese Hände packen an, und sie wissen, wo und wie kräftig. Und ähnlich sind die Hände des Engels nicht ohne Gefühle noch ohne Geschichte. Es sind Hände, die vieles getan haben und in den seltensten Fällen gern. So muß man von dem Maler der Ursula-Legende annehmen, daß er mehr von Ursula wußte, als er auf seinem Bild verriet, mehr auch vom Wesen der Engel, die gefühllos hoffentlich nur tun. Vielleicht war es nicht die Schicklichkeit, die den Maler Ursula so malen ließ, wie man die Frömmigkeit der Frauen wohl zu malen pflegte, ihren Blick, der demütig zur Seite geht, ihre Stirn eines Säuglings, als verstünde der Maler Unberührtheit im Wortsinne. Vielleicht war es das Bewußtsein, daß weder die Schönheit Ursulas sich darstellen ließ noch ihre oder die Empfindungen des Engels, wenn er ihr die Zukunft eröffnet. Dann wären die Empfindungen eben deshalb erfragbar, weil die Gesichter uns (vielleicht wirkte das Bild in seiner Zeit anders), oder jedenfalls mir (bestimmt sehen meine Augen nicht genug), alle Empfindung verbergen. Von Ursula zeigt der Maler, was ihre Zeit, wir oder jedenfalls ich, für den Ursula eine Geigenspielerin ist mit fremden Regeln des Anstands und komischen Hosen, an ihr nie begreifen.

Kurz gesagt möchte der Mann, um Navid Kermani am Samstag, dem 17. Juni 2006, einmal so zu nennen, wenn ich nicht immer vom Romanschreiber sprechen will, kurz gesagt möchte der Mann um 22:08 Uhr,

da er wegen des Ausscheidens Irans bei der Weltmeisterschaft ein paar Grade zusätzlich geknickt ist, mit seiner Ehe aufhören. Es ist nicht das erste Mal, daß er den Wunsch spürt; neu aber ist der Eindruck, es sei auch für die Tochter besser, wenn das Schweigen ihrer Eltern nie wieder mit dem Streit erklärt wird, den sie doch auch ab und zu mit dieser oder jenen Klassenkameradin habe, und daß sie dann doch auch besser ein, zwei Tage nicht mit der Klassenkameradin spiele. Was diese Mitteilung für den Roman bedeutet, den ich schreibe, ergibt sich aus dem vorletzten Absatz: Entweder streicht der Mann diesen Absatz, oder er trennt sich tatsächlich, oder die Frau darf den Roman nie lesen, den ich schreibe, jedenfalls nicht die nächsten Jahre (ach Gott, wie glücklich müßten sie miteinander werden, damit sie seinen jetzigen Zweifel aushält). Gleichwie, er muß endlich beginnen.



István Eörsi (16. Juni 1931 Budapest;
13. Oktober 2005 ebendort)

Auf István Eörsi bin ich durch sein Buch über Hiob und Heine gestoßen, früh in der Recherche über die metaphysische Revolte. Kurz überlegte ich, ob sein Buch meines überflüssig gemacht habe. Bis heute gehalten hat sich die Überraschung, daß jemand anders, ein unbekannter Ungar an abgelegnem Ort und in kuriosen rosa Einband, bereits aufgeschrieben hatte, was mir auf der Seele brannte. Die Fahnenhissung der persönlichen Not in überlieferten Texten, die zur Hermeneutik des Schriftstellers gehört, hat er weiter geführt als ich. Seine Beschreibung des todkranken Heine ist so furios, daß

ich sie nur abkupfern konnte, sein Hiob ein Argument, daß Atheisten die besseren Theologen sind. Meine Frage zieht sich durch sein Buch, warum er sich überhaupt mit Gott beschäftigt: »Schreibe ich über Hiob, um zu erfahren, warum ich über ihn schreibe?«

In unserer Bekanntschaft, die von Anfang an alle Anlagen zu einer Freundschaft aufwies, ohne daß sich genügend Gelegenheiten ergeben sollten, sie zu schließen, machte sich mehr und mehr bemerkbar, daß wir das Feld der Gottverlassenheit aus verschiedenen Richtungen betreten hatten, er aus der Gottlosigkeit, die ihm nicht genügte, ich aus dem Glauben, der mir nicht gelang. Einmal angekommen, verstanden wir uns sofort. Viel Verkehr herrschte dort ohnehin nicht; allein der Umstand, auf jemanden zu stoßen, der sich ebenfalls in die Einöde verirrt hat, zu der Religion unter europäischen Literaten geworden ist, schweißt schon zusammen. Außerdem konnten wir vom ersten Tag an miteinander lachen, obwohl oder weil wir mit dem Symposium am Berliner Wissenschaftskolleg, zu dem ich ihn eingeladen hatte, sofort bei unserem Thema waren: dem Schrecken Gottes. Die vielen Schnäpse, die wir miteinander tranken, hielt ich im nachhinein immer für ungarisch, obwohl sie es nicht gewesen sein können. Ungarisch war vielleicht nur die Art, sie zu zelebrieren.

Wieviel uns andererseits trennte, behaupteten die Lebensläufe lange Zeit nur und sah ich ein, als wir in der Volksbühne Frank Castorfs Inszenierung von *Der Meister und Margarita* besuchten. Nichts von dem, was ich sah, hatte er gesehen, nichts von dem, was ich für verbindend hielt. Für ihn bestand die Inszenierung aus Klamauk, Schmutz und Geschrei. Mich hingegen durchfuhr der nackte Jesus in der Badewanne, der per Videoleinwand von der Hinterbühne übertragen wurde, wie eine Offenbarung: So, nur so könne man heute über das Heilige sprechen. Es war ebenjene todernte Lächerlichkeit, mit der allein von Wahrheit zu künden wäre, das Gegenteil von Blasphemie.

Wir weiteten die Kontroverse nicht aus. Er war entschieden in seiner Empörung. Ich leugnete nicht meinen Standpunkt, sah aber davon ab, ihn zu verfechten. Nicht nur aus Respekt begrenzte ich den Schaden so rasch, nicht nur aus Furcht vor einer Auseinandersetzung, die schlimmstenfalls den Keim eines Zerwürfnisses hinterlassen konnte, da es uns beiden ernst mit unseren Sichtweisen war. Noch während wir uns über die Aufführung stritten, machte ich eine merkwürdige Entdeckung: Ich verstand ihn. Ohne damals schon István Eörsis Biographie zu kennen, nicht viel mehr, als daß

er 1931 als Jude in Europa geboren, 1956 als Ungar verhaftet worden war und was sonst noch auf dem Buchdeckel steht, spürte ich, daß die Aufführung einem Menschen mit seiner Widerstandsgeschichte klein vorkommen konnte, unwahrhaftig; ich spürte, daß er ihr womöglich zu Recht absprach, die Weltanschauung und das Weltdesaster erfaßt zu haben, die *Der Meister und Margerita* behandelt. Das änderte nichts an meinem eigenen Urteil oder nur soviel, daß ich bereit war, es zu relativieren. Der Abend wollte nicht die Zustände auf die Bühne bringen, die Bulgakow meinte und Eörsi kannte. Trotz Castorf und Ostberlin war es ein Abend, der aus dem Verlangen entstand, daß es andere als die gegenwärtigen Zustände geben könne. Es war ein Abend über den Glauben, der zum Wunsch geworden ist. Das war mein Zugang zu dem Feld, nicht Eörsis. Es hätte aufregend werden können für mich, vielleicht auch für ihn, wie es weitergegangen wäre mit unserer Begegnung nach der Erkenntnis, daß wir uns gleichzeitig nahe- und fernstanden.

Zwei-, dreimal trafen wir uns noch am Wissenschaftskolleg, wohin ich ihn zu allen Empfängen einlud, ohne daß sich Gelegenheit bot, unser eigenes Gespräch fortzuführen. Statt dessen unterhielten wir uns häufig über Politik, wie man es bei Geselligkeiten und auf Empfängen tut, wenn man weder über eigene Bedrängnisse noch über Belanglosigkeiten reden möchte. Zu Kontroversen kam es leider nicht mehr. Sein Urteile waren von einer Aufrichtigkeit und moralischen Schlüssigkeit, die trotz der Genauigkeit und Schärfe gelegentlich langweilig geworden wären, wenn er nicht immer wieder die Kritik an sich selbst, an früheren Positionen eingeworfen hätte, die die Möglichkeit signalisierte, auch die jetzigen Analysen zu revidieren. Er war jemand, der sich streng an seine Prinzipien hielt im Bewußtsein, daß sie sich als falsch erweisen konnten. In seinen Band über den *Rätselhaften Charme der Freiheit*, in den er mir die Widmung schrieb, daß auch das Neinsagen schön sein könne, läßt sich das stete Bemühen gut beobachten, Haltung zu bewahren, ohne die eigene Unsicherheit zu kaschieren. Seine Essays über den Aufstand in Ungarn, nach dessen Niederschlagung er noch Jahre im Gefängnis saß, sind geradezu klinisch gereinigt von Eitelkeit. In keinem einzigen fehlt das Geständnis, in jüngeren Jahren selbst Stalin angehimmelt zu haben. Aber auch sein Aufschrei nach Srebrenica erweist die Kurzsicht speziell deutscher Großdichter, deren Werk er in anderen Zusammenhängen dennoch preisen kann. Ungeachtet seiner jüdischen Herkunft war er leidenschaftlich in seiner Kritik an der israelischen Besatzung. So

nahm er auch an dem Treffen der Dichter Adonis, Mahmud Darwisch und Abbas Beydoun teil, die unter anderem das arabische Verhältnis zu Erbe und Gegenwart der Juden im Nahen Osten diskutierten. Es war die beste, die wichtigste Debatte, die ich in den drei Berliner Jahren zustande gebracht habe.

Eörsis Zusage war wichtig, weil die beiden Ungarn am Kolleg, Péter Nádas und der damals frisch gekürte Nobelpreisträger Imre Kertész, nicht die fünfzig Meter vom Hauptgebäude in die Villa Jaffé zu laufen bereit waren. Nádas entschuldigte sich mit Arbeit, Kertész nicht einmal damit. Ohne Eörsi wären die europäische Literatur und die Schoa nicht anwesend gewesen in dem vielleicht vierzigköpfigen Kreis aus arabischen Intellektuellen, Fellows aus aller Welt und deutschen Journalisten, die in der Villa einer enteigneten jüdischen Familie im Grunewald über das Schreiben nach und mit der Vertreibung nachdachten. Das Gespräch hätte nicht stattfinden dürfen, so schien es mir, oder wäre mißlungen. Eörsis Bemerkungen und Fragen irritierten und bewegten insbesondere die arabischen Gäste so sehr, daß ich seine beiden Landsleute nicht mehr vermißte.

Das genügt. Ehrenrühriges, Geheimnisse, Mißbilligungen, auch wenn dergleichen vorläge, wird der Romanschreiber grundsätzlich vermeiden beziehungsweise auf die Schmierzettel beschränken, die zwischen den Kapiteln liegen. Wer tot ist, dem redet er nicht nach. Abgesehen davon, dürfen die Gedächtnisse nicht zu ausführlich geraten. Er würde sie nicht bewältigen und nach einer Zeit aufgeben. Bei manchen Menschen, die ihm dennoch etwas bedeuten, würde ihm gar nicht genügend einfallen. Engen Freunden oder Verwandten hingegen müßte er ein ganzes Buch widmen, wollte er sie im gleichen Maßstab bedenken. Er muß realistisch sein, kühl kalkulieren, wenn er überhaupt eine Chance haben möchte. Er muß für die Jahre vorsorgen, wenn er an die Notwendigkeit nicht mehr glaubt, jedes Menschen zu gedenken, der ihm auf Erden fehlt, und die Pflicht lästig zu werden beginnt; wenn die Toten stören, weil er mit einem Roman beschäftigt ist, wie er ihn früher schrieb, oder etwas anderem, das er für wichtiger hält. Die letzten Tage hat er häufig überlegt, ob alle Toten ungefähr den gleichen Platz erhalten oder ob er die Länge, je nach Grad, Meter, Liter, Gramm, Bytes oder Protonen, variieren soll. Wird es Ehrenplätze geben oder ausschließlich Reihengräber? Wenn einem Bekannten, sagen wir, zehntausend Anschläge zustünden – mit wie-

viel Anschlägen gedächte der Romanschreiber später der Mutter, dem Vater? Unterschiede würden den Eindruck erzeugen, daß Angemessenheit möglich sei. Geeigneter erscheinen formale Beschränkungen, Mindest- und Höchstzahl von Anschlägen, knappes ritualisiertes Gedenken, gleich wie groß die Trauer. Ihm gefallen die traditionellen Friedhöfe in Iran, die ohne Zier sind oder jedenfalls waren, graue Platten im Staubfeld, bevor 1980 die Fließbandproduktion der Märtyrer anlief, die mit Glaskasten belohnt werden, vergrößerte Paßphotos darin. Die traditionellen Friedhöfe gaukeln keine Individualität vor. 7102 Anschläge ist sein Gedächtnis lang. Auf neuntausend kann er noch gehen.

Eörsis letztes, posthum erschienenes Buch wird in Deutschland wieder keiner lesen. Es ist seine Art Autobiographie, und nimmt man ihre Dringlichkeit, müßte man so gut wie alles andere weglegen, was sonst in einer Saison auftritt. Wenigstens ist es bei Suhrkamp erschienen, nicht im rosa Umschlag, und wurde von einem der fünf überregionalen Feuilletons besprochen. Daß er an diesem Roman gearbeitet haben muß, als wir uns kennenlernten, rückt ihn noch einmal in ein anderes Licht. Die Lektüre bereitete Unbehagen bis hin zum Körperlichen, so ehrlich ist er darin, ohne Gnade für sich selbst. Die Ehrennadeln, die er sich auf Empfängen gefallen lassen mochte (Überlebender, Verfolgter, Genießer), entsorgt er als erstes. Indem er sich aus der Perspektive einer jungen Reporterin beschreibt, wird er zum alten Bock, eitel und eingebildet, lüstern und voller Selbstmitleid. Zurück bleibt keine Persönlichkeit, sondern ein Elend. Natürlich ist das nicht alles an ihm, selbst er hätte sich soviel Wohlwollen zugestanden. Allein, es ist nicht die Aufgabe der Literatur, alles zu schreiben. Die Aufgabe der Literatur ist das, was nicht sein soll. Eörsi hat es an seiner eigenen Person exerziert. Andere hätten Beschauliches zusammengetragen. Er hat sich ein Denkmal gesetzt, indem er es zerstörte.

Er wird nicht gehant haben, vermute ich, daß er die Veröffentlichung nicht mehr selbst erleben würde. Er mußte davon ausgegangen sein, daß er auch weiterhin Empfänge besuchen würde, in Berlin wie in Budapest. Wer das Buch gelesen hat, hätte nicht mehr unverbindlich mit dem osteuropäischen Schriftsteller anstoßen können. Er hätte den Mensch vor sich gesehen, einen großen und gräßlichen, lustigen und lächerlichen, einen schonungslosen und schockierenden Menschen. Indem Literatur nur das Schwarze sieht, ermöglicht sie dem Leser, alle Farben zu sehen.

8935 Anschläge inklusive Leerzeichen. Von nun an kann er unter zehntausend bleiben. Das ist zu bewältigen. Verfaßte er von allen Menschen eine Biographie, die in seinem Leben sterben, wäre er nur noch mit dem Tod beschäftigt. Das kann nicht verlangt sein. Als nächstes bedenkt er Claudia Fenner. Photos muß er noch besorgen, weil die Illusion zum Roman gehört, den ich schreibe. Würde das Buch je gedruckt und gebunden, könnte zu Beginn jedes Kapitels ein ganzseitiges Photo stehen, am besten auf einer rechten Seite. Aber wohin damit jetzt? Hundert Kapitel, die ein erster Band mindestens enthalten müßte, um einen Verlauf anzuzeigen, dauern im Leben mindestens zehn oder fünfzehn Jahre. Soll er die Photos in einer Kiste lagern solange? Nein, er wird sie im Kopiergeschäft einscannen lassen. Digitalisiert würde er sich vor der Sammlung nicht mehr gruseln. Für das Photo von Claudia Fenner muß er sich etwas einfallen lassen. Georg Elwert hat ihm die Presseabteilung der Freien Universität Berlin bereits geschickt. Friedrich Niewöhner und István Eörsi sollten auf dem Weg sein, György Ligeti findet sich bestimmt im Internet. Ein Bild von Djavad Ketabi müßte er sich bei den Eltern in Siegen besorgen können, gegebenenfalls auch von der Tante. Ein Soziologe aus Frankfurt ist ihm noch eingefallen, der seines Wissens noch nicht tot ist, aber bald stirbt. Ja, er will so vieler gedenken wie möglich. Je knapper die Kapitel, desto mehr können es werden. Donnerstag, 22. Juni 2006, 12:28 PM. Von der Schule aus geht er mit der Tochter Bücher kaufen für den Urlaub, der damit beginnt, daß er die Frau zur Klinik der Heiligen Margarete fährt, die auf die Folter gespannt und auf grausame Art zuerst mit Ruten geschlagen, der dann mit eisernen Kämmen das Fleisch bis auf die Knochen abgerissen wurde, so daß das Blut von ihrem Leib wie aus einem klaren Quell floß. Ein anderes Mal zog man ihr vor allen Leuten die Kleider aus, versengte ihr den Leib mit brennenden Fackeln, anschließend fesselte man sie und warf sie in einen Behälter voll Wasser, damit ihr Schmerz durch diese entgegengesetzte Art der Folterung noch zunehme. »Bruder, hebe dein Schwert und schlage zu«, rief sie dem Henker zu, der ihr die Krone der Märtyrer aufs Haupt setzte.

Als sie starb, wußte ich von Claudia Fenner so gut wie nichts. Weniger traurig als perplex machte mich die Nachricht, weil unser Kennenlernen vor der Sommerpause eine Ankündigung war. Als nächstes erhielt ich jedoch die SMS ihrer Kollegin, die ich mitsamt Uhrzeit in der *Kurzmitteilung* nach-



Claudia Fenner
(18. September
1964; 10. Juli 2005
Köln)

schlagen kann. Nur die Namen muß ich austauschen: *Tut mir leid, es dir so zu sagen, kann jetzt aber nicht anders. Meine kollegin claudia fenner ist gestorben, die mit uns noch whisky trinken war. Einfach so. Ich weiß gar nichts mehr. Liebe grüße.* Als sie starb, hatte ich zwei Möglichkeiten außer fortzufahren, als wäre nichts gewesen (aber da war etwas gewesen). Ich konnte aufschreiben, was ich über Claudia Fenner erfahren würde, oder eine Tote erfinden, die auf gleiche Weise, in gleicher Entfernung gestorben ist. Ich entschied mich, nicht nach Claudia zu suchen. Ich fürchtete, auf etwas zu stoßen, was sie oder die Angehörigen nicht gern veröffentlicht gesehen hätten, wollte kein Eindringling sein in fremder Menschen Leben. Vor allem jedoch merkte ich, daß es mir um meine Empfindung oder Unempfindlichkeit ging, nicht um sie, die ich schließlich kaum kannte.

Heraus sprang Maike Anfang, die mit Claudia auf den ersten Seiten wenig und am Ende nicht mehr gemein hatte als das Alter und den Tod. Je mehr ich dann doch über Claudia erfuhr und je deutlicher ich erkannte, wie falsch ich mit meinen Mutmaßungen über sie lag, desto entschlossener skizzierte ich Maike als eine Person, die nicht dem Anfangsbild des Erzählers und damit der Erwartung des Lesers entsprach. Daß jene mir immer fremder, ja unwahrscheinlicher wurde, habe ich also für diese übernommen.

Sowenig mir ihre Frisur, ihre Haarfarbe, ihre Kleidung, ihr Körperbau und überhaupt ihre Erscheinung auf der Straße oder in der Kantine aufgefallen wären, so überdeutlich war ihre Präsenz auf der Bühne – nicht die schlech-

teste Erinnerung an eine Schauspielerin. Man schaute auf sie, nicht nur ich, nein, das läßt sich verallgemeinern, ich bin sicher: *Man* schaute auf sie, fast alle im Theater. Schon vor ihrem Tod hatte ich mich gefragt, woran das lag. Ihr Gesicht entsprach nicht den Hochglanzformaten, oder erschien mir, um ehrlicher zu sein, weder häßlich noch hübsch; zudem spielte sie auf der Bühne oft älter, steifer, als sie privat wirkte. Es war – abgesehen vom Handwerk, das sie beherrschte – etwas anderes, egal, was sie spielte: Sie war eine Frau mit Geheimnis. Egal, was sie spielte: Man dachte, das sei nicht alles. Und so war es ja auch.

Er hatte sich vorgenommen, das Gedächtnis nicht wieder zu unterbrechen. Fragen haben sich während der Handlung von selbst geklärt, Fragen neu gestellt, die er beantworten wollte, wenn das Kapitel zu Ende ist. Nun aber steckt er fest, da er mit dem herausrücken müßte, was er über die Tote weiß. In Claudia Fenners Fall hat er Intimitäten erfahren, nichts, was sie in Verruf brächte und schon gar nichts Verwerfliches, Beziehungen jedoch und Handlungen, von denen man nur seinen Freunden erzählt. Nichts davon kann er erwähnen, sofern der Roman gelesen werden soll, den ich schreibe. Zu allem Überfluß simst die Tochter am Mittwoch, dem 28. Juni 2006, um 12:09 Uhr, daß sie nach der Schule zu einer Freundin gehen möchte, und beschert ihm am letzten Tag vor dem Urlaub zwei, drei unverhoffte Stunden am Schreibtisch. Er verschafft sich ein paar Minuten Aufschub und geht auf eine Suppe zum blonden Syrer neben der Kneipe, den er allen sechs türkischen Restaurants der Gasse vorzieht. Die zwölf Bände Hölderlins werden nicht in den Koffer passen, hingegen die Erinnerungen des Großvaters sind ... der Enkel mißt nach ... nur 1,1 mal 20,8 Zentimeter groß.

Kennengelernt habe ich sie, als ich in der Ensembleversammlung zusammen mit einem anderen Regisseur kurz die Idee einer Sonntagsmesse vorstellte, einer Serie improvisierter Aufführungen an verschiedenen Orten der Stadt. Unsere Präsentation mußte schnell gehen, und die Versammlung wirkte so träge, daß wir kaum hofften, jemanden angestiftet zu haben. Aber als die Versammlung sich auflöste, trat Claudia sofort an uns heran, enthusiastisch. Ich war überrascht, daß überhaupt jemand sich interessierte – und daß Claudia diejenige war, Claudia Fenner, die zu den wenigen Mitgliedern des Ensembles gehörte, die ich anfangs siezte. Seriosität strahlte

Claudia aus, Professionalität, alte Schule, allerdings auch Biederkeit. Obwohl sie kaum älter war als ich, schlug ich sie einer anderen Generation zu. Es fällt mir schwer, diesen ersten Eindruck zu rekonstruieren. Schnell spürte ich etwas Unbändiges an ihr oder Sehnsucht, Bande zu lösen. Mir wurde auch klar, daß sie das Biedere, das ich der Person zugeschrieben, nur entlarven konnte, weil sie es durchschaute. Sie war nicht, wie sie schien, sondern ein bißchen verrückt, wie ich erfreut bemerkte. Genauer konnte ich es nicht benennen.

Wir haben uns ein-, zweimal mit den Schauspielern getroffen, die sich an der Sonntagsmesse beteiligen wollten, und uns zum Abschied in die Sommerferien in der Pizzeria verabredet, wo die Reihe beginnen sollte, gegenüber meiner Stammkneipe. Ich spann mir schon einige der Verrücktheiten aus, die ich mit ihr ausprobieren wollte, und war stolz auf ihre Begeisterung. Sie galt etwas im Ensemble und war zugleich hungrig danach, das Bewährte nicht gelten zu lassen, den immer gleichen Ablauf von Proben und die vertrauten Konventionen des Spiels zu durchbrechen. Daß der andere Regisseur und ich anders redeten, anders dachten, anderes vorhatten, war ihr ein Wert an sich. Sie freute sich darauf, freute sich riesig, sagte sie wörtlich, ohne daß sie genau erfahren mußte, worauf eigentlich. Ich lächelte ihr schüchtern zu, wenn ich ihr den Korb mit Ciabatta oder den Pfefferstreuer reichte, höflich und ein wenig verlegen, wie ich mit Schauspielern bin, die ich bewundere.

Im nachhinein halte ich es für möglich, daß sie ebenfalls verlegen war und meine Hochachtung als Distanz wahrnahm, schließlich hatte ich Bücher aufzuweisen, welche auch immer. Das gilt etwas bei Schauspielern, wie ich oft bemerkt habe. Im nachhinein halte ich es für möglich, daß sie neugierig auf mich war, also nicht nur auf die Messe, sondern auf mich, den sie an dem Abend mit der gleichen Aufmerksamkeit beobachtet haben könnte wie ich sie. Unterhalten haben wir uns erst, als nur noch vier übrigblieben in der Runde und wir die Straßenseite wechselten. Bevor sie ins Taxi stieg, stellte sich auch bei ihr das Gefühl ein, bilde ich mir ein, daß nur der Abend zu Ende ist, nicht die Begegnung.

Die Kurzmitteilung ihres Todes erreichte mich an der Listertalsperre. Aus dem Bergischen Land, wo ich einige Wochen des Sommers verbrachte, rief ich den Schauspieler an, der ihr meines Wissens im Ensemble am nächsten stand, ohne zu ahnen, wie nah. Natürlich bewegt es mich, daß sie zuletzt ein Buch von mir las, den *Schönen Neuen Orient* – und es ihr gefiel, so sagte

sie ihrem Kollegen. Am Ende ist es auch Eitelkeit, die mich daran hindert, über die Kurzmitteilung hinwegzulesen, als wäre nichts geschehen.

Samstag, 8. Juli 2006, 12:32 Uhr, über ihm die Terrasse, vor ihm die Klippe, unter ihm der Golf von Rosas, auf seinem Schoß der Laptop. Im Ferienhaus eingetroffen, wo ihre Cousins und Cousinen bereits warteten, hat die Tochter zum Glück andere Prioritäten als den Vater, der bis gestern abend betäubt war vom Opiat, das er bei Rückenschmerz nimmt. Damit der Nerv rechts neben dem Brustwirbel ihn nicht wieder lahmlegt, erlaubt er sich, ein weiteres Mal zu schwimmen, bevor er sich noch bemüht, auch das zweite Kapitel auf die vorgesehene Länge zu bringen, obwohl ihm nach nur nach 7171 Anschlägen kaum mehr etwas einfällt, so wenig ist ihm auf Erden von Claudia Fenner geblieben.

Je mehr ich über Claudia erfuhr, desto unwirklicher wurde ihre Herkunft. Die Verhältnisse, aus denen sie stammte, waren so geordnet, wie sie mir ganz am Anfang erschienen waren, ich indes bald schon nicht mehr für möglich gehalten hätte. Claudia stammt aus einem Dorf in der Nähe von St. Moritz, die alteingesessene Familie allerdings nicht bäuerlich, sondern Ärzte, Richter, Architekten, wohlhabend, bürgerlich und geachtet. Claudia mit ihrem künstlerischen Beruf und dem unsteten Leben, dazu nach Westdeutschland verzogen, Claudia, die mir so frei und allein schien wie wenige, Claudia war – als geliebter Sonderling freilich – dennoch eingebunden in einen Zusammenhang, der nach der Schilderung ihres Kollegen den Eindruck erstaunlicher Intaktheit macht. Neulich traf ihr Kollege in Österreich jemanden, der nichts mit Theater zu tun hatte; aus einem Grund, an den ich mich nicht erinnere, fanden sie heraus, daß sie beide Claudia gekannt hatten, der andere sie allerdings aus ihrem Dorf bei St. Moritz. Er nannte sie die Fenner Claudia. Nachdem ich sie ganz am Anfang für kreuzbrav, beinah bieder gehalten hatte, gelingt es mir jetzt immer noch nicht, Claudia Fenner in einer Welt anzusiedeln, in der sie die Fenner Claudia hieß. Sie hat ihr Geheimnis.

Man will nicht, daß er so geht, mit gesenktem Kopf, ohne uns anzuschauen, wahrscheinlich mit Tränen nicht der Rührung, vielmehr der Scham und der Wut. Auf dem buchstäblich letzten Meter vor dem Gipfel ist der Held ausgerutscht, nein, peinlicher: ist er ausgeflippt und den Berg herabgestürzt, nein, schmähhlicher: hinabgekullert, auf dem Hosen-

boden hinabgerutscht. Niemand hätte für möglich gehalten, daß er es zum zweiten Mal nach oben schafft, wie in jeder Generation höchstens ein Spieler. Er war bespöttelt worden, abgeschrieben, in seinem Verein nicht mehr aufgestellt. Mit dem Viertelfinale gegen Brasilien hatte er sich vom Weltstar in eine mythologische Figur verwandelt. Unter den wenigen anderen Helden der modernen Sage, ob im Fußball oder im Boxsport, rührte Frankreichs Nummer zehn wegen ihrer Scheu und Intelligenz am tiefsten und rief schon rein technisch das größte Staunen hervor: ein Wunder, im egalitär-athletischen System von heute zu spielen wie Zehner seit vierzig Jahren nicht mehr. Außerdem, warum den Aspekt leugnen?, ist er Araber, Muslim, Einwanderersohn. Jeder andere, in der 116. Minute noch denkbare Ausgang hätte an seinem Triumph nichts geändert, schon gar nicht eine Niederlage im Elfmeterschießen, nicht einmal ein verschossener Elfer, der das Spiel entschieden hätte – der finale Fehlschuß hätte die Heldensaga nur tragisch aufgeladen. Es wäre wieder seine Weltmeisterschaft geworden. Und dann, ausgerechnet: ein Selbstmordattentat. Wütend und ungebärdet entsprach er genau dem Vorurteil, das er so lässig ausgedribbelt hatte. Auf die Mohammed-Karikaturen haben sie schließlich genauso humorlos reagiert. Daß die Italiener wie in ihren düstersten Jahren dumpf ihr Tor verriegelt hatten, war schon bei der Siegerehrung vergessen. Auf den Weißen, der ihn, Araber, Muslim, Einwanderersohn, vermutlich mit einer rassistischen Bemerkung provozierte, zeigt niemand. Der Verlierer nicht nur des Endspiels, sondern der Weltmeisterschaft ist Frankreichs Nummer zehn, die wie ein kleiner Junge um sich schlug, nur weil eines von den größeren Kindern die Zunge ausgestreckt hatte. Schon als die Kamera in der Spielunterbrechung sein Gesicht zeigte, noch bevor der Schiedsrichter und das Fernsehen etwas begriffen, war das Schlimmste zu befürchten, das ebenso Naheliegende wie Udenkbare: eine Tötlichkeit. Aber so gemein kann das Leben gar nicht sein, redete der Zuschauer sich ein, der selbst auf eine Vergangenheit als Nummer zehn von mehreren Jugendmannschaften eines Stadtteilvereins in Siegen zurückblickt, Siegen im Siegerland. Doch dann zeigte der Fernseher, wie der Kopf von Frankreichs Nummer zehn in die Brust des italienischen Verteidigers fährt. Logisch wäre gewesen, den Arm zu verwenden, die Faust, den Fuß, oder wenn schon den Kopf, dann für eine Nuß. Mit dem Kopf gegen eine Brust zu schlagen, ist schon dem Vorgang nach das Verhalten von jemand, der sich nicht

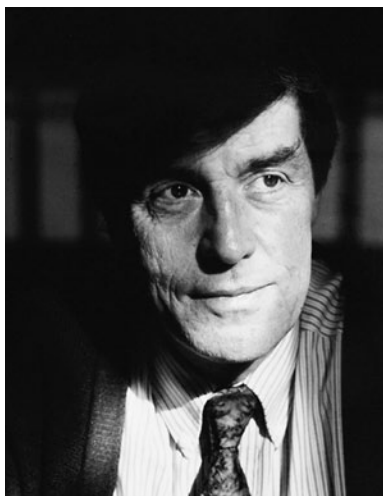
ebenbürtig fühlt, im Wortsinn ein Akt blinder Gewalt. Teil des Dramas war, daß der Schiedsrichter den Amok des Helden erst viel später als die sagen wir einmal zwei Milliarden Zuschauer bemerkte. Hätte er tatsächlich weiterspielen lassen, wie er es ein, zwei atemraubende Minuten beabsichtigte – alle Welt spräche heute von Tatsachenentscheidung und schmunzelte über die Stirn Gottes. Dem Gesicht der Nummer zehn war die Erkenntnis, was passiert war und passieren würde, schon abzulesen, bevor die Bildregie den Kopfstoß in der Gnadenlosigkeit eines Orwell-schen Überwachungsregimes ermittelt hatte. Allein wegen der letzten Minute seiner Laufbahn wird er fortan mit einem Mal durch die Welt außerhalb des Spielfeldes schreiten. Den zweiten von drei älteren Brüdern, dessen Fachgebiet die Innere Medizin ist, bekümmern die Kinder. Sie lieben die präsidiale Art, Fußball zu spielen, die Kunststücke, den scheuen und also menschlichen Blick, der Verletzbarkeit anzeigt, seinen Einsatz für Bedürftige. Im Ferienhaus riefen sie während des Spiels alle, auch die älteren Nichten, die sich nicht für Fußball interessieren, im Chor *Allez les Bleus!* und, weil die Franzosen weiße Trikots trugen, *Allez les Blancs!* Die Neffen standen noch beim Frühstück unter Schock, redeten wenig, starrten in die Luft. Auch der ältere Bruder, der am Montag, dem 10. Juli 2006, um 14:48 Uhr den Namen von Frankreichs Nummer zehn auf dem Laptop entdeckt, hat schlecht geschlafen. Nicht einmal der übliche Verweis tröstet, daß es doch nur ein Spiel und vor Gott gleichgültig sei, ob sich die Weißen freuen oder die Blauen. Vielleicht nicht für die Zuschauer, aber für die Nummer zehn ist der Vorfall schicksalhaft. Das Spiel entschieden hat der Kopfstoß ohnedies nicht; auch mit Platzverweis wäre die Entscheidung im Elfmeterschießen gefallen. Woran schreibst du? fragt der Ältere. Nur eine Notiz, druckst der Jüngere herum und läßt den Roman, den ich schreibe, eilig vom Bildschirm verschwinden.

Bevor er am 11. Juli 2006 fortfährt, will der Romanschreiber die Uhr auf dem Laptop stellen, die auf der sogenannten Taskleiste ganz rechts 10:37 anzeigt, drückt jedoch eine falsche Tastenkombination, so daß die Taskleiste sich verdreifacht. Er will den Fehler beheben und drückt nur weitere Tasten, die falsch sind, so daß die Leiste mitsamt Uhr verschwindet. Drückt er die gleichen Tasten noch mal, erscheint die Leiste wieder dreifach. So hat es keinen Zweck. Er kann sich nicht um die Taskleiste kümmern, während er den Roman tippt, den ich schreibe.

Um 11:26 Uhr ist der Romanschreiber fast schon eine Stunde damit be-

schäftigt, die Taskleiste auf das ursprüngliche Maß zu bringen, ein bißchen viel angesichts unserer Sterblichkeit. Er kann es nicht ausstehen, wenn Kleinigkeiten nicht gelingen wollen; dann entwickelt er einen Ehrgeiz, der ihnen völlig unangemessen ist. Aber er wird sich doch wohl noch beherrschen können! Womöglich hat Frankreichs Nummer zehn unbewußt einem Impuls nachgegeben, der auch István Eörsis letztes Buch ausgelöst hat: im Abgang das eigene Denkmal zerschlagen zu wollen, weil es zertrümmert eher der Wirklichkeit entspricht. Im Ergebnis vervollkommnet die Verwüstung beides, Denkmal und Wirklichkeit: Daß alle Reporter, Fußballexperten, Funktionäre und sagen wir knapp zwei Milliarden Zuschauer die gleiche Regung spürten, dieselbe Bestürzung erlebten, ist ein Trost, mit dem nicht zu rechnen war. Die Nachricht, daß Frankreichs Nummer zehn trotz des Feldverweises zum besten Spieler der Weltmeisterschaft gewählt wurde, riefen die Kinder wie eine päpstliche Verfügung von den Balkonen des Ferienhauses. Die Geschichte des Einwanderersohns geht weiter als erster Selbstmordattentäter, den der Westen als Märtyrer anerkennt. 11:37 auf der Uhr, die zu groß ist. Israel bombardiert Beirut. Die Tochter ist mit der Großfamilie zum Strand gefahren, so daß er in Frieden tippen könnte, wenn nur die Taskleiste ihn ließe. Er probiert neue Tastenkombinationen, Schaltflächen und Systemsteuerungen aus, probiert die bereits erprobten wieder und scheitert jedesmal aufs neue. Die Taskleiste bleibt verdreifacht. Er kann sie weiter vergrößern, er kann sie verschwinden lassen, aber sie auf das ursprüngliche Format zu bringen, eine Querspalte von vielleicht einem Zentimeter, gelingt ihm einfach nicht. Er will ... und um 11:44 Uhr, ohne zu verstehen, wie und warum, ist die Taskleiste doch so schmal wie vorher. Einige der üblichen Symbole sind nicht mehr zu sehen, die Batterieanzeige, die Drahtlosnetzwerke, aber Hauptsache die Uhr, in welcher Größe auch immer. Der Romanschreiber denkt an den unauffektiertesten, gutmütigsten Vertreter der arabischen Literaturgeschichte von der Dschahiliyya bis heute, denkt an einen glänzenden Schädel und einen grauen Haarkranz über den Ohren, an eine große Nase und einen breiten Schnurrbart, denkt vor allem an ein Schmunzeln, einen immer interessierten Blick und den samtweichen Klang des libanesischen Französischen, der auch die Flieger für ihn einnehmen würden, die in dieser Minute – 10:52 Uhr der libanesischen wie israelischen Zeit – seine Stadt bombardieren. Die Augen des Dichters sind mindestens so melancholisch

wie die von Frankreichs Nummer zehn, jedoch auf andere Art, offen, freundlich, selbst in politischen Debatten zugetan. Der Romanschreiber sollte ihm eine Mail schicken, so wie vorgestern der Schriftstellerin, der in Ankara der Prozeß gemacht wird. Eine Mail ist nicht viel, wenn ein Freund oder eine Kollegin in Bedrängnis ist, nichts als ein Geständnis der Hilflosigkeit (if there is anything I can do, write or organize, please please don't hesitate to ...) und doch das mindeste, ein Ritual so notwendig wie ein Gebet. Und häufig tut das bloße Zeichen der Sorge dem anderen doch wohl, wie er gelernt hat. Wahrscheinlich funktioniert in Beirut das Internet gar nicht. Nach dem Mittagessen wird er ausprobieren, ob man tatsächlich ein Photo in das Word-Dokument stellen kann. Die Bilder, die noch nicht eingescannt sind, wird er nachträglich in die Vitrinen stellen und ein Gedächtnis nie mehr unterbrechen.



Friedrich Niewöhner (7. September 1941 Schwelm; 1. November 2005 Wolfenbüttel)

Friedrich Niewöhner lernte ich im Streit kennen. Oh, er war böse auf mich. Ich war noch Student und zum ersten Mal von der FAZ auf Dienstreise geschickt worden, schickes Hotel am Kurfürstendamm, wo ich sonst in Berlin immer bei Freunden auf der Matratze übernachtete, und Taxiquittungen einzureichen befugt. An der Konferenz, über die ich berichten sollte, nahmen die bekanntesten muslimischen Intellektuellen teil, außerdem Größen der deutschen Islamwissenschaft, die mich beinah als ihresgleichen behandelten, so daß ich den Übermut in Maßkrügen schickerte.

Neben den unvermeidlichen Floskeln über Islam und Moderne bot die Konferenz eine Reihe von Momenten und Gedanken, die ich in meinem Artikel rühmend herausstellen konnte. Allein, da war dieser Professor der Philosophie, schon dem Habitus nach deutscher Ordinarius durch und durch, dessen Namen ich nicht kannte. Sein Vortrag war wie gemacht zum Abwatschen: Islam sechshundert Jahre später als Christentum und daher auf dem Stand des dreizehnten oder vierzehnten Jahrhunderts, müsse jetzt schleunigst durch Reformation und Aufklärung, um dann – ich überspitze – in ungefähr einem halben Jahrtausend so zivilisiert zu sein wie wir im Westen. Auch heute würde ich daran festhalten, daß Niewöhners Ausführungen problematisch waren, so zugegeben einseitig und verkürzt ich sie im Gedächtnis behielt. Ich war auch keineswegs der einzige, der den Kopf schüttelte. Aber bei den anderen blieb es eben beim Kopfschütteln. Ich dagegen hatte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* und nutzte die Gelegenheit, meinen lobenden Bericht mit einer Bosheit zu würzen. In betonter Lässigkeit, ja von oben herab kanzelte ich den deutschen Professor wie einen Schüler ab, der seine Hausaufgaben nicht gemacht hatte. Ich dachte nicht über mögliche Folgen nach, sondern hielt fest, was ich meinte gehört und herausgehört zu haben, allein aus fachlichen Gründen. Wer Niewöhner war, wen ich da verächtlich machte und was die Schelte an so prominentem Ort für sein Ansehen bedeutete, darüber machte ich mir keine Gedanken.

Offenbar traf es ihn sehr. Er beschwerte sich bei der Redaktion, für die er selbst regelmäßig schrieb, und verlangte von meinem Doktorvater, der ebenfalls auf dem Podium gesessen hatte, mich zur Ordnung zu rufen. Ein bißchen bang wurde mir, und ich war plötzlich nicht einmal mehr sicher, ob ich richtig lag. Daß ich mit dem Artikel jemanden verletzen konnte, hatte ich nicht in Erwägung gezogen. Nichts hatte ich in Erwägung gezogen, als einen flotten Artikel zu schreiben, der weitere Dienstfahrten rechtfertigte. Zum Glück machte weder die FAZ noch mein Doktorvater mir einen Vorwurf, und so fühlte ich mich durch Niewöhners Empörung schließlich eher bestätigt als gewarnt. Danach hörte ich nichts mehr von ihm, las nur stets seine gelegentlichen Rezensionen, ob mit einem Anflug von Flauheit, weiß ich nicht mehr, aber gewiß aufmerksam. Ein gutes Gefühl hätte ich nicht haben dürfen, denn Niewöhners Artikel zeugten von einer genauen Kenntnis auch der islamischen Literatur. Der Schock stand freilich noch aus.

Die erste Rezension meiner Dissertation, von *Gott ist schön*, stammte – von Friedrich Niewöhner. Und stand – in der *Frankfurter Allgemeinen*

Zeitung. Ich erschrak gewaltig, als ich die Seite öffnete, die fast nur aus der Rezension bestand. Als ich sie las, konnte ich meinen Augen kaum trauen: Niewöhner hatte *Gott ist schön* mehr als nur wohlwollend besprochen, ja, mit Staunen und Begeisterung. Noch immer gebe ich zuviel darauf, wie ich beurteilt werde; da läßt sich leicht ausrechnen, wie wichtig ich die erste und gleich so prominente Besprechung meines ersten richtigen Buchs nahm. Ich war perplex, erleichtert und dankbar. Ein solcher Großmut war nicht selbstverständlich und entsprach schon gar nicht meinem Bild des deutschen Ordinarius.

Ich kann mich noch an die Absicht erinnern, ihm einen kurzen Brief zu schreiben, aber nicht daran, es tatsächlich getan zu haben. Nein, er war es, bin ich mir jetzt fast sicher, der sich bei mir meldete, ein gutes Jahr nach der Rezension mit einem Brief. Als einzigen »Nachwuchswissenschaftler« unter Professoren, wie er etwas gönnerhaft betonte, lud er mich zu einem interdisziplinären Gespräch über die Hermeneutik religiöser Schriften nach Wolfenbüttel ein. Seltenes Glück, war das Symposium ein wirkliches Gespräch am großen Tisch mit Niewöhner als virtuosem Moderator, hier ermunternd, dort provozierend, oft mit überraschenden Kenntnissen, immer neugierig, und nebenan die Bibliothek Lessings. Das jüdisch-islamische Hermeneutik-Projekt am Wissenschaftskolleg nahm hier seinen Anfang, ebenso das Bewußtsein, wie nah sich die drei Religionen, die sich auf die Propheten Israels berufen, aus der Perspektive eines Sinologen, Indologen oder Buddhologen stehen, nämlich so nah wie verschiedene Kirchen innerhalb einer einzigen Glaubenstradition. Allein schon innerhalb des Buddhismus sind die Unterschiede weit größer. Noch im *Schrecken Gottes* sind die Impulse deutlich zu spüren, die ich an dem Wochenende bei Niewöhner empfing.

Niewöhner war einer der wenigen oder vielleicht sogar der einzige Gelehrte seiner Generation in Deutschland, der auf den Nahen Osten als einem gemeinsamen Raum verschiedener, ineinander verschränkter Traditionsstränge blickte, wie ich es im *Schrecken Gottes* neu einfordere. Anders als ich verfügte er allerdings zudem über die Kenntnisse des Hebräischen und der nichtislamischen Literaturen des Orients. Im Prinzip tat Niewöhner, was für die deutsch-jüdischen Orientalisten im Zuge der Wissenschaft des Judentums selbstverständlich gewesen war und ich mir für die heutige Islamwissenschaft, Judaistik, Wissenschaft des christlichen Orients und überhaupt für die Kulturwissenschaft wünschte: Er studierte die Kulturen

des Orients in ihrem Zusammenhang und im Zusammenhang mit den Kulturen Europas.

Abends im Restaurant saß ich neben Niewöhner. Spätestens jetzt mußte ich ihn auf meinen Konferenzbericht ansprechen, den er mit der Rezension und der Einladung so souverän beantwortet hatte. Ja, er habe sich schon sehr geärgert, redete Niewöhner nicht herum, aber dann habe er eben mein Buch gelesen und Erkundigungen über mich eingeholt – ach, es wäre doch albern gewesen, auf dem alten Ärger zu beharren, das sei passiert und vorbei. Mehr sagte er nicht. Ich entschuldigte mich für den Tonfall meines Artikels, ohne zu heucheln, daß ich seinen Vortrag in Berlin im nachhinein positiver beurteilen würde. Er fragte auch nicht danach. Es war gut. Mochte ihn der Artikel noch immer wurmen (das merkte ich), er gab dem kein Gewicht und freute sich auf unsere Bekanntschaft. Mir selbst war es eine Lektion, wie scharf das geschriebene Wort wirkt und wie achtsam ich mit der Waffe umgehen muß, die es sein kann, weitaus achtsamer als auf der ersten Dienstreise meines Lebens.

Den Rest des Abends erzählte er mir von seiner Vergangenheit. Ich erfuhr, daß er vor der Revolution in Schiraz gelebt und noch viele Bilder vor Augen hatte, die ihn bewegten. Wenn ich mich nicht täusche, hatte er auch Geige oder Cello gespielt und war in Schiraz mit einem Orchester aufgetreten, oder er hatte den Auftritt eines Orchesters organisiert, ich weiß es nicht mehr; etwas war da, von dem er wehmütig, bezaubert und dabei selbstironisch sprach. Nach und nach verstand ich seinen Ohrring, den ich in Berlin noch nicht bemerkt hatte. Niewöhner mußte ein Freak gewesen sein, ein Hippie, Weltenbummler oder sonstwie außerhalb der Reihe getanzt haben. Er tat es noch immer, nur daß er seit Jahren in der Gestalt des Professors auftrat und die Grenzen, die er durcheinanderwirbelte, nun innerhalb der akademischen Disziplin lagen. Unter den Ordinarien mag der Ohrring ein Zeichen gewesen sein, daß er nicht ganz dazugehörte.

Wir blieben in Kontakt, auch wegen des jüdisch-islamischen Hermeneutik-Projekts. An meinem ersten eigenen Symposium am Wissenschaftskolleg, dessen offene Form ich aus Wolfenbüttel übernahm, beteiligte er sich so engagiert und hilfreich, als sei ich sein Schüler. Den *Schrecken Gottes* hätte er bestimmt rezensiert; kaum jemand in Deutschland hätte ihn fundierter beurteilen können. Vermutlich hat die FAZ das Buch gar nicht aus Bosheit ignoriert, wie ich aus Prinzip argwöhnte, sondern weil sie Niewöhner bereits das Buch geschickt hatte. Dann hat er es vielleicht noch gelesen.

Etwa ein Jahr nach seinem Tod war ich zu einem Vortrag über den *Schrecken Gottes* in Lessings Bibliothek eingeladen. Zu Beginn erinnerte ich an meine Bekanntschaft mit Friedrich Niewöhner und dessen Größe. Die Witwe saß im Publikum und schien sich zu freuen, daß ich ihrem Mann die Referenz erwies. Nach dem Vortrag sprang ein Mann auf und wandte sich einigermaßen erregt gegen meine Diskussion islamischer Motive in der *Göttlichen Komödie* und überhaupt gegen meine Darstellung des nahöstlichen Anteils an der Herausbildung Europas. Niewöhner hätte ihm gewiß widersprochen, und nicht nur aus fachlichen Gründen.

Im Ferienhaus der Eltern ist der Tod noch näher. Wie viele Sommer noch? fragt er sich oft, der Vater schon an die Achtzig. »Im Namen Gottes, des Erbarmers, des Barmherzigen«, widmet der Großvater seine Selberlebensbeschreibung einem Geistlichen namens Hossein Ali Rasched, der ihn vielleicht nie bemerkt habe und ihn gewiß nicht kenne. »Es sind nun vierzig Jahre, daß ich mich stets bemühe, seine wertvollen Reden zu hören, sei es in der Moschee oder vor dem Radio, und mein Leben täglich nach seinem Vorbild auszurichten.« Der Großvater starb ein Jahr nach der Islamischen Revolution, die sein Mißtrauen bereits bestätigte. Ohne sich verabschiedet zu haben, war die Mutter zum Flughafen gefahren, als der zwölfjährige Enkel von der Schule heimkehrte. Als er mit dem Vater und den Brüdern in Isfahan eintraf, war der vierzigstägige Ritus schon auf Betriebstemperatur gesunken. Von früh bis spät waren Leute im Haus der Großeltern, die der Enkel nie gesehen hatte, am Morgen kleine Grüppchen, ab dem Nachmittag immer vierzig, fünfzig Menschen gleichzeitig. Sie füllten den Salon, die ebenso große Eingangshalle, in der sich die Großfamilie sonst immer traf, und in Stoßzeiten die Terrasse, obwohl es noch kühl gewesen sein muß. Der Enkel kann sich an kaum mehr erinnern, als daß große Reisplatten durch die Halle getragen und immerfort Tee und Süßigkeiten verteilt wurden. Doch, er hat sich auch gefragt, woher die vielen Stühle kamen, fällt ihm am Freitag, dem 14. Juli 2006, um 10:23 Uhr auf der Terrasse des Ferienhauses wieder ein, von der aus er den Golf von Rosas überblickt. Die Großmutter, die Mutter und die Tanten hat er nicht vor Augen. Vielleicht hielten sie sich im Salon auf, den er so gut wie nie betrat, vielleicht in einem anderen Raum. Regelmäßig brachen Frauen in Tränen aus oder klingelten die Bedürftigen, um sich Essen abzuholen. Dem Enkel war der Betrieb unheimlich. Weder

widmete den Kindern jemand Aufmerksamkeit wie sonst, noch durften sie im Haus und im Garten toben. Wahrscheinlich hatte es niemand verboten, es war einfach so, daß sie wie Erwachsene in der Halle sitzen mußten in der bangen Erwartung, daß gleich wieder jemand weint. Weil bald danach der Krieg ausbrach und der Enkel dreizehn Jahre lang nicht nach Isfahan zurückkehren sollte, wirkte das Unbehagen lange nach: Das letzte, was er für lange Zeit von Iran sah, waren die fremden Menschen, die statt der Großfamilie in der Eingangshalle saßen. Niemand erklärte ihm, was das hieß: dein Großvater ist tot. Mit einer Selbstverständlichkeit, die es nicht einmal mehr in Iran gibt und auch vor dreißig Jahren wahrscheinlich nur für Kinder geben konnte, war er das ... nein, nicht das Oberhaupt, das hat einen falschen Zungenschlag ... war er das Haupt der Familie. Schon seine Statur hatte nichts Herrisches, klein, dick und der beinah kahle Kopf mit dem weißen Stoppelbart noch runder als der Kopf von István Eörsi, ungelogen wie ein Fußball. Oberhaupt, das klingt nach Befehlshaber, nach einem General, nach Monarchie. Dem Großvater waren alle menschlichen Hierarchien suspekt, wenn nicht widerwärtig, da es über den Menschen nur Gott gab, den Barmherzigen und Erbarmen. Politisch war er deshalb notwendig Republikaner, bis zuletzt Anhänger des Premierministers Mohammad Mossadegh, der Anfang der fünfziger Jahre für die Freiheit gekämpft hatte. Niemals machte es der Großvater sich leicht, war in eigenen Angelegenheiten oft unschlüssig und wog lange ab, wenn andere ihn vor ihren Entscheidungen um Rat fragten. Zu den Kindern sprach er wie zu Erwachsenen, das beeindruckte den Enkel natürlich. Vor allem war der Großvater peinlich auf Korrektheit bedacht und darauf, Gerechtigkeit auch dort widerfahren zu lassen, wo es ihn selbst schmerzte. Wenn der Enkel sich jetzt fragt, woher er das alles weiß, da er den Großvater doch nur als Kind und das auch nur ab und zu im Sommer erlebte, nicht einmal jedes Jahr, kann er nur vermuten, daß sich das Bild aus eigenen Erinnerungen zusammensetzt, die er später deutete, und aus Beschreibungen anderer, die sich dazufügten. Aber soweit er die Selberlebensbeschreibung gelesen, die ersten dreißig Seiten und einzelne Absätze des Rests, findet der Enkel sein Bild des Großvaters auf unheimliche Weise bestätigt; sei es in den regelmäßig eingeflochtenen Koranversen und Lebenslehren, sei es im gravitätischen, ja stocksteifen Gestus, mit dem der Großvater erzählt, sei es in der Auswahl dessen, was dem Großvater wert schien, festgehalten zu werden. So schildert er,

wie er als Student die »Trauer und Wut« seines Vaters hervorrief, als er nach langer Abwesenheit dessen Hand küssen wollte, wie es Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts vollkommen üblich gewesen sein muß. – Kein Gott außer Gott, zürnte der Urgroßvater und verbat sich den Handkuß. Es paßt zum Großvater, daß er gerade diese Episode seiner Jugend hervorhebt. Bei allem Respekt, den die Enkel ihm entgegenbrachten, wäre es ihnen nie eingefallen, ihm die Hand zu küssen, obwohl die Geste in den siebziger Jahren noch keineswegs ungewöhnlich war. Der Großvater hätte sich mehr als nur geärgert, der Handkuß hätte ihn enttäuscht, er wäre vor allem von sich enttäuscht gewesen, die Gottesfurcht nicht seinen Kindern und Kindeskindern vermittelt zu haben, wie sein Vater sie ihm vermittelt hatte. Den Makel suchte er immer erst bei sich, bezeichnend deshalb der Koranvers, mit dem er die Selberlebensbeschreibung beschließt – denn natürlich beschließt er sie mit dem Koran, wie der Enkel sich beim Vorblättern versicherte: »O ihr, die ihr glaubt, bleibt fest in der Gerechtigkeit, so ihr Zeugnis ablegt zu Gott, und sei es auch wider euch selber oder eure Eltern und Verwandten, mag einer arm sein oder reich, denn Gott ist nahe beiden.« Genau das ist er, *Bâbâdjundjun*, wie ihn selbst die Erwachsenen anredeten, Papaseelchenseelchen mit dem doppelten Diminutiv, in dieser letzten Entscheidung – und er tat sich schwer mit Entscheidungen –, gerade Sure 4,135 an den Schluß zu setzen, seid gerecht, auch wenn es zu eurem eigenen Nachteil ist, selbst wenn es zum Nachteil eurer Eltern ist, eurer Verwandten, macht nie einen Unterschied zwischen reich und arm, überhaupt zwischen den Menschen – bemüht euch am meisten um Gerechtigkeit. So einer war für die Mitmenschen nicht nur angenehm, sondern auch ein Prinzipienreiter, den das Auge noch lange juckte, das er als Vater, insbesondere als Vater von drei vorlauten, kecken Mädchen, hin und wieder zudrücken mußte. Wenn die Enkel jemanden zum Tollen suchten, für Albernheiten – und andere Onkel oder Großtanten der Verwandtschaft standen meistens bereit –, mußten sie bei ihm gar nicht erst anklopfen. Undenkbar der Satz: Großvater, erzähl uns mal einen Witz! So war er nun einmal, nein, so wirkte der Großvater auf den Enkel aus Deutschland – was weiß der Enkel denn, wie der Großvater war, schon gar in jungen Jahren? –, und so verehrten sie ihn mitsamt seiner Humorlosigkeit, achteten seine Ansprüche, da er selbst sich an ihnen maß. Eben weil sich in jeder Zeile, die der Enkel im folgenden liest, der Großvater genau so zeigt, wie er ihn

zu kennen meinte oder sich ausgemalt hatte, irritiert ihn die Widmung, zumal in ihrem beinah schwärmerischen Ton. Daß der Großvater selbst jemanden verehrte, damit hat der Enkel nicht gerechnet. Die Tochter simst um 14:13 Uhr vom Strand aus, daß der vereinbarte Ausflug klappt, die Kajaks bereitstehen und er sofort zum Strand herunterkommen soll, im Rucksack Äpfel und Wasser. Das erspart ihm Gott sei gepriesen den ursprünglich zugesagten Freizeitpark, der den Verlauf des Lebens auf ungefähr zweihundert Wasserrutschen simuliert.



Georg Elwert (1. Juni 1947 München;
31. März 2005 Berlin)

Der frühere Rektor des Berliner Wissenschaftskollegs erwähnte in einer Mail, daß der Ethnologe Georg Elwert, der hundert Meter Luftlinie vom Kolleg entfernt wohnte, wegen eines Tumors vermutlich nicht mehr lange zu leben habe. Ich nahm mir vor, Elwert zu mailen oder, besser noch, ihn zu besuchen, und tat es nicht. Mir fielen die Worte nicht ein, die ich hätte sagen können. Ich denke an Sie? Melden Sie sich, wenn ich was tun kann? Ich finde es ebenso scheiße, daß Sie sterben?

Wenn Hoffnung ist, kann man Wünsche äußern. Aber so, wie die Mail sich las, war die Angelegenheit entschieden. Über die Umstände der Krankheit fragte ich den früheren Rektor nicht aus, wenn wir zu Mittag aßen. Ich wußte nicht einmal, ob Elwert seine Mails noch las. Ich hätte ihn besuchen können, ja, mehrfach war ich im Kolleg, hundert Meter – aber sollte ich einfach so klingeln bei den Elwerts, hallihallo, wollt' mal sehen, wie's Ihrem

Mann so geht oder deinem Papa, in der Hand Blumen und oder mein aktuelles Buch mit Widmung? Ich wußte nicht einmal, ob Elwert noch zu Hause wohnte oder in der Klinik lag. Oder in der Hospiz oder schon tot war. Ich hätte anrufen können, das Sekretariat führte seine Nummer gewiß im Computer. Aber am Telefon hätte mir die Stimme versagt. Wie hätte ich mich vorgestellt? Entschuldigung, verzeihen Sie die Störung, mein Name, habe Herrn Elwert ein paarmal getroffen, rufe an ... weil ... ja ... Warum? hätten die Angehörigen gefragt. Ich fürchtete einen Kondolenzanruf vor der Zeit und noch mehr, mich nach seinem Befinden zu erkundigen, wenn er vielleicht schon gestorben war.

Selbstverständlich rechne ich mir das Schweigen, die Lähmung, wenn nicht gar die Trägheit als moralisches Versagen an, als Sünde. Weiß Gott war es nicht das erste Mal, daß ich sie beging. Meine Lehrer Abdoldjavad Falaturi und Annemarie Schimmel sind viele Wochen lang gestorben, ohne daß ich sie noch einmal besucht, ihnen wenigstens einen Gruß geschickt habe. Schon weil die Strafe nicht erst im Himmel erfolgt, sondern sich als Schuldgefühl ungewöhnlich hartnäckig hält, war ich mir sicher, sie nie wieder zu begehen, als mich bei der Zeitungslektüre der lang erwartete Nachruf auf Georg Elwert widerlegte.

Kennengelernt habe ich ihn auf einem stürmischen Podium am Samstag nach dem 11. September 2001 im Berliner Wissenschaftszentrum, bei der wir zwei uns die Argumente und Beobachtungen zuspielten, als seien wir eine Forschungsgemeinschaft und dazu noch alte Kumpane. Schon während dieser Veranstaltung, später durch seine Texte und in Gesprächen habe ich von Elwert viel über die Ökonomie der neuen Kriege gelernt, genauer: Ich habe analysiert gefunden, was ich vor Ort erlebt hatte. Ich hatte vorher Tadschikistan bereist, und so gut wie alle Erklärungen, die Elwert zu den fließenden Frontlinien und den Mechanismen der Kriegsführung gab, fügten sich in mein verwirrendes Bild. Umgekehrt schienen ihn meine Reportagen zu stimulieren und seine Theorien zu füttern. Er mochte offenbar die Ruhe, mit der ich beobachtete, gerade das Unscheinbare, dem ich Gewicht gab, er mochte auch das Kämpferische an mir, das ich selbst gar nicht sehe. Er sprach mit mir wie mit einem Verbündeten, der an einer anderen Front das Gleiche verteidigte, die Kompliziertheit, die Ambivalenzen und vor allem die Menschen, die zu Barbaren gestempelt werden, kollektiv zu Gotteskriegerern. Wir beharrten auf Ursachen, die nachvollziehbar zu machen und zu ändern wären. Außerdem hatte er einen verschmitzten Blick

auf die sich so hoch dünkende Welt des Kollegs, den ich mal augenzwinkernd, mal aufstöhnend zurückwarf.

Elwert war es ein Anliegen, daß ich mich am Kolleg mit meinen Themen und Projekten durchsetzte, und gab auch taktischen Rat, ohne zu fragen, was für ihn abfiel. Ja, da war einer, hundert Meter Luftlinie entfernt, der sich naiv begeistern konnte und andere ohne Rückfragen unterstützte, ein Gutmensch, wenn man so will, aber ebenso pragmatisch wie theoretisch versiert. So viel lieber sind mir die Gutmenschen, erst recht, wenn sie mit ihrem Gutsein nicht hausieren, als die Coolen, Bequemen, Ehrgeizigen, Weltabgewandten und schon gar die Zyniker. Die Einrichtung seines Reichenhauses mit den skandinavischen Möbeln und den gerahmten Postern wies auf die Generation hin, der er angehörte, die frühen Siebziger, die nicht mehr alles umstürzen, sondern es konkret verändern wollten. Ein-, zweimal besuchte ich ihn, um Bücher oder Aufsätze abzuholen, und jedesmal nahmen wir uns vor, einen Abend miteinander zu verbringen.

An einen der vielen Empfänge im Kolleg erinnere ich mich: Das Sofa, auf dem Elwert zusammen mit seiner Frau und wechselnden Bekannten saß, war wie die Bodenstation, auf der ich mich zwischen den Fachgesprächen ausruhen durfte. Zwischendurch ein bißchen albern zu sein oder zu lästern, das half. Als sich der Stehempfang allmählich auflöste, blieb ich auf Elwerts Sofa sitzen und war froh, nicht nebenan bei Hans Magnus Enzensberger gelandet zu sein, nicht weil ich etwas gegen Enzensberger gehabt hätte, sondern weil ich den Feierabend in meiner eigenen Verwandtschaft beging, so kam es mir vor, bei meinem älteren Vetter, der vielleicht nicht so berühmt und brillant wie Enzensberger war, aber dafür ohne allen Arg, mit Augen, die Anteil nahmen und nicht justierten.

Wenn ich das so schreibe, muß das wirken, als hätten wir uns gut gekannt. Das stimmt nicht. Häufig sind wir uns gar nicht begegnet, ein- oder zweimal bei ihm zu Hause, hier und dort auf Empfängen des Kollegs, dazu die eine oder andere Mail, die wir austauschten, zwei Podien nach dem 11. September. Aber ich habe ihm von vornherein vertraut. Das kann nicht nur mir so gegangen sein. Es lag in seinem Wesen, daß man ihm vertraute. Ich wette, seine Frau oder seine Studenten würden das bestätigen. Noch immer bleibe ich oft an seiner Mail-Adresse hängen, wenn ich das Adreßverzeichnis meines Computers durchsehe, an elwert@zedat.fu-berlin.de, und wenn ich am Kolleg bin, nehme ich mir jedesmal vor, ihn zu besuchen. Luftlinie sind es nur hundert Meter.